

CHRISTOPH MÄCKLER · WOLFGANG SONNE (HG.)

DEUTSCHES INSTITUT FÜR STADTBAUKUNST

ARCHITEKTUR UND ZEIT *Konvention versus Innovation*
ARCHITEKTUR UND STADT *Ensemble versus Objekt*
ARCHITEKTUR UND HAUS *Fassade versus Skulptur*
ARCHITEKTUR UND ORT *Regionalität versus Globalität*
PLANUNG UND POLITIK *Gestaltung versus Prozess*
PLANUNG UND BODEN *Parzelle versus Struktur*
PLANUNG UND STADTRAUM *Fluchtlinie versus Baufeld*
PLANUNG UND STADTFORM *Städtebau versus Stadtplanung*

NIGGLI

STADTBAUKUNST

ARCHITEKTUR UND STADT: *Ensemble versus Objekt*

Thesen

Aus der Anhäufung isolierter, individualistischer Entwürfe entsteht noch kein harmonisches Stadtbild. Dazu bedarf es mehr: des Willens, das eigene Gebäude einem größeren Ganzen einzuordnen, und der Fähigkeit, Qualitäten des Kontextes aufzunehmen. Wie können heute gute städtebauliche und architektonische Ensembles entstehen?



Wodurch entsteht ein Ensemble: Maßstab, Typus, Farbe, Material, Motiv?
Wieviel Gleichheit braucht ein Ensemble, wieviel Unterschiedlichkeit verträgt es?
Was benötigen wir heute, um ein Ensemble entstehen zu lassen?

Streitgespräch

Nathalie de Vries

[...] Gebilde, Gebäude, Ensemble und Objekt sind ganz unterschiedliche Begriffe, die aber alle zum Repertoire von Architekten gehören. Ich selbst wähle mal das eine, mal das andere. Das hat natürlich damit zu tun, dass man auch die Rolle der Zeit und den Ort, an dem man baut, berücksichtigen muss. Viele von den schönen Beispielen, die im zweiten Referat gezeigt wurden, sind innerstädtische Gebiete, in denen die Ensembles über Jahrhunderte Zeit hatten zu wachsen. Heute müssen viele Architekten aber unter anderen Umständen und in Stadtteilen, die sich sehr schnell verändern, bauen. Wenn man Zeit hat oder in der entsprechenden Position ist, kann man sich zum Beispiel dafür entscheiden, zusammen mit Kollegen im Ensemble zu bauen. Zur Zeit arbeite ich mit drei Kollegen in Gent an einem städtebaulichen Projekt im Hafengebiet. Wir setzen uns zusammen an einen Tisch und versuchen ein Ensemble zu schaffen, in dem sich unterschiedliche Architekturen realisieren lassen. Ab und zu erhält man als Architekt aber auch die Möglichkeit, einen letzten Punkt zu setzen oder einen neuen Ansatz zu verwirklichen, indem man ein starkes Zeichen setzt. Gerade in Zeiten, in denen die Ökonomie eine wichtige Rolle in der Stadtentwicklung spielt, in denen man häufig nicht genau weiß, wie sich das Umfeld weiterentwickeln wird, kann man auch versuchen, mit seinem etwas stärkerem Projekt dem öffentlichen Raum ein räumliches Merkmal hinzuzufügen oder eine Fassung zu geben. Dabei kann es dann passieren, dass ein Ensemble sich etwas stärker ausdrückt und zu einem Objekt weiterentwickelt.

Christoph Bürkle

Wenn wir in die Vergangenheit schauen, dann sehen wir viele individualistische Entwürfe, wir nennen

sie heute nur nicht so. Nehmen Sie die gotischen Kathedralen, das Pantheon, nehmen Sie solche Entwürfe, die das Spiegelbild eines Ensembles geworden sind und ein Ensemble ringsum evoziert haben. Aber dennoch sind diese Monumente sehr wichtig im Stadtbild. Herr Vollenweider, wie sehen Sie das?

Ingemar Vollenweider

Wenn man die Dresdner Frauenkirche, die wir heute als historisches Monument wahrnehmen, in den *Kulturarbeiten* von Schultze-Naumburg im Originalzustand beschrieben und fotografiert sieht, dann erscheint sie wie ein Ufo. Natürlich ist die barocke Formensprache verwandt mit der einfacheren barocken Sprache der Bürgerhäuser. Aber es zeigt sich ein Maßstabssprung, sowohl im Hinblick auf die Größenverhältnisse als auch im Bezug auf den Grad der Innovation. Das ist ganz entscheidend. Für unser Büro sind die strategischen Zugänglichkeiten hinsichtlich der Situation heute ein Feld der Innovation, die kreative Sinnfindung für Situationen, die auch Frau de Vries gerade beschrieben hat, die aber oft sehr widersprüchlich sind, wenn wir uns nicht im Mittelalter bewegen. Wir merken, dass in diesen Situationen Gestaltungsvorgaben alleine nicht ausreichen, auch wenn sie manchmal vernünftig sein können. Das Entscheidende ist aber, über die allgemeine Sprache der Architektur, der Objekte, zu sprechen. Und damit sind wir bei der Frage, was ein architektonisches Objekt leisten oder nicht leisten kann. Beispielsweise die Lesbarkeit für den Normalbürger: Man kann sagen, er hat sich daran gewöhnt, dass er es nicht mehr lesen kann; das ist die neue Konvention. Mit Blick auf den Düsseldorfer Medienhafen [2] kann man sagen, die Kante des

Ufers verhindert das Allerschlimmste – die Häuser fallen nicht rein. Für einen Sonntagsspaziergang mag es reichen. Aber natürlich ist es nicht mehr als ein Potpourri oder ein Tuttifrutti. Zumindest Teile der jüngeren Architektengeneration und Vertreter gewisser Schulen wären damit nicht zufrieden.

Ich glaube, die Schulen haben eine zentrale Aufgabe. Wir brauchen keine Baukulturstiftungen und endlose Podien. Was wir letzten Endes brauchen, ist ein Paradigmenwechsel in Teilen der Architektengesellschaft, die Spaß und Neugierde daran hat, sich mit dem auseinanderzusetzen, auf das sie trifft, ganz im Gegensatz zu der antiquierten Vorstellung von Herrn Ingenhoven, der denkt, die technische Innovation sei der Lackmestest für ein architektonisches Gebäude. Natürlich hat das etwas Relativistisches, denn es gibt auch den Kontext der Glashäuser, mit dem man sich auseinanderzusetzen hat. Aber letzten Endes gilt es, sich zu messen an den besten Beispielen, die die Lösungen für gewisse Probleme schon auf ein relativ hohes Niveau gebracht haben. Und das ist für uns immer eine Zerreißprobe: an einem ganz konkreten Ort die Monumente der Architektur in eine Beziehung zu setzen zu der konkreten Aufgabenstellung für ein vielleicht ganz einfaches Gebäude in einer vielleicht desolaten Situation und dort nicht zu viel und nicht zu wenig, sondern das Richtige zu machen, damit eine stimmige Situation entsteht. Und die sieht am Hafen anders aus als in der Innenstadt.

Julius Mihm

Welche Kräfte drücken sich eigentlich in solchen Ergebnissen aus? Ich glaube, dass die Diskussion über diese Kräfte und Einflüsse, aber auch über die planerischen Fahrlässigkeiten, durch die solche Stadträume zustande kommen, sehr wichtig ist. Es wird oft über die sogenannten baulichen Solitären gesprochen. In diesen Solitären drücken sich in der Regel bedeutende gesellschaftliche Kräfte aus und

deswegen können sie ihre Stellung beanspruchen. Wir haben heute insgesamt eine Situation, in der es unklarer geworden ist, was ausgedrückt wird, und wir sehr schlampig mit kulturellen und gesellschaftlichen Ideen und Begriffen umgehen. Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass Planerkollegen bei Projekten wie dem Medienhafen sagen: Da kann jeder einmal so richtig machen, was er will. Da werden Höhen gar nicht oder aber sehr differenziert festgelegt, so dass man etwa vorschreibt, dass der in der Mitte 25 bis 30 Meter höher bauen muss als die anderen, als bewusstes „freies Spiel der Kräfte“. Ein Hafenbecken, das möglicherweise als Stadtraum gar nicht zugänglich war und gar nicht oder nur als industrieller Restraum erlebt werden konnte, wurde transformiert in ein neues städtebauliches Ensemble. Und es ist ein Erlebnisraum entstanden, der so disparat entweder gewollt war oder mehr oder weniger fahrlässig aus einer Laissez-faire-Haltung entstanden ist. Bei dieser Bandbreite zwischen Bewusstsein und fahrlässigem Die-Zügel-schießen-lassen findet vermutlich überhaupt keine Diskussion statt. Hier müssen wir als Stadtplaner, Städtebauer und städtebaulich Verantwortliche in unseren Städten viel mehr Öffentlichkeit und Diskussion einfordern. Warum hätte man aus dieser für alle Düsseldorfer Bürger bedeutenden Wasserlage nicht einen viel angenehmeren Stadtraum machen können, der vielleicht für breitere Bevölkerungsgruppen akzeptabel gewesen wäre, nicht nur für hippe 16- bis 24-Jährige? Ich glaube, dass für Düsseldorf diese Diskussion versäumt wurde und man sich in zehn, fünfzehn Jahren vielleicht fragt, was man mit diesem städtebaulichen Zoo noch anfangen kann.

Mein Plädoyer ist, die Frage nach den Kräften, die in die Wirklichkeit der Städte drängen, viel stärker im Gemeinderat und in der Öffentlichkeit zu stellen und auch über die Frage zu sprechen, wie viele Teile der Bevölkerung betroffen sind, wie viele Menschen man eigentlich erreichen kann, um ein akzeptables Stück Stadt zu bekommen.

Nathalie de Vries

[...] Es ist nicht die Aufgabe der einzelnen Architekten eines Ensembles, eine Lösung anzubieten. Es geht darum, dass man sich bewusst ist, in welchem Maßstab man arbeitet und welchen Einfluss man auf das Stadtbild und den Stadtrahmen ausüben kann. Über welche Stadt sprechen wir und welche Entwicklung wollen wir für sie? Was möchten wir zeigen, was möchten wir bilden? Es gibt viele unterschiedliche Traditionen. Als Holländerin bin ich an eine sehr prägnante Stadtplanung gewöhnt, in der viele Festlegungen getroffen wurden, innerhalb derer die Architekten wieder ihre Freiheit gesucht haben. Wenn man von Holland aus weiter in den Osten, Süden oder Südosten fährt, fällt einem auf, dass ausgehend von Objekten oder kleineren Ensembles Städte gebaut werden. Das ist eine spannende und vielleicht sogar flexible Art, Städte zu bauen. Man kann schneller reagieren und eine Entwicklung in eine ganz andere Richtung biegen. Aber vor allem muss man, wenn man Städte entwickelt, über die Maßstäbe und die unterschiedlichen Rollen, die Stadtplaner und Architekten darin spielen, nachdenken.

Kaye Geipel

Sind wir uns überhaupt einig, was Ensemble bedeutet? Herr Sulzer hat eine umfassende Aufzählung gegeben, welche Qualitäten idealerweise zum Ensemble gehören. Diese Aufzählung geht aber nur indirekt auf die konkreten Rahmenbedingungen heutiger Gestaltung ein. Darin liegt ein Problem. Auf der generellen Ebene sind wir uns ja schnell einig. Wir brauchen diese Qualitäten. Aber wie lassen sie sich wirklich umsetzen?

Das Bildpaar, das wir hier vorne auf der Leinwand sehen, ist verführerisch, um nicht zu sagen plakativ. Schlechtes Beispiel, gutes Beispiel. Auf der einen Seite die „Spektakelarchitektur“ des Düsseldorfer Hafens, auf der anderen die neue Volksbank am hi-



3 Nathalie de Vries.

storischen Marktplatz von Karlsruhe, ein Ersatzbau von Arno Lederer für das Fünfzigerjahre-Gebäude von Erich Schelling [1]. Wenn ich dieses Bildpaar vorgehalten bekomme, dann gehört nicht viel dazu, den Marktplatz für sympathischer zu halten als die bunte Hafenfront von Düsseldorf. Ist aber die Realität tatsächlich so, zerfällt sie in diese Zweiseitigkeit von gelungener und weniger gelungener Architektur?

Ich glaube nicht. Vor allem übersieht solche eine Gegenüberstellung die wahren Konflikte, die wir als Planer und Architekten in den Städten unter dem Stichwort Ensemble-Findung lösen müssen. Vorhin wurde behauptet, die Fachzeitschriften würden dazu neigen, die lauten und schrillen Solitärbauten zu bejubeln und die Anstrengungen der Architekten, die die Mühsal der Ensemblebildung im historischen Kontext auf sich nehmen, nicht genügend würdigen. Das stimmt so nicht. Wir, die Redakteure der *Bauwelt*, sind zum Beispiel für das Jahres-Anfangs-Heft 1-2.2012 in unsere Heimat- oder Ausgangsstädte gegangen und haben uns interessante und schwierige Quartiere der letzten Jahrzehnte genau angeguckt. Wir haben uns gefragt, was etwa in den Innenstädten von Koblenz, Paderborn, Bielefeld und Stuttgart in den letzten Jahren vor sich gegangen ist. Wir haben unter die Lupe genommen, wie sich diese Städte auseinandersetzen müssen mit den Ansprüchen der Shopping-Mall-Entwickler, die im Kern der historischen Städte – und da ist viel



4 Julius Milm, Kaye Geipel (von links).

Nachkriegszeitarchitektur mit drin – immer größere Flächen einnehmen. Wir haben uns gefragt, wie das historische Modell des Blocks in diesen Entwicklungen zwar fleißig angewendet, aber gleichzeitig immer weiter seines Sinns entleert wird. Wie steht es um die Fähigkeiten, wirkliche Ensembles zu bilden? Ich denke, wir kommen bei dieser Diskussion nicht umhin, uns mehr als bisher um „den Raum dazwischen“ zu kümmern.

Ich bin gebürtig aus Stuttgart, und so lag es nahe, dass ich in diesem Heft das neue Quartier unter die Lupe genommen habe, das in den letzten Jahren nördlich vom Stuttgarter Hauptbahnhof entstanden ist – und das, wenn der neue Bahnhof dann irgendwann unter der Erde verschwunden sein wird, noch um ein Vielfaches wachsen wird. Wenn Sie den Stuttgarter Bahnhof über den Nordausgang verlassen, kommen Sie in ein Quartier, auf das der Name Ensemblebildung, ganz allgemein gesprochen, so gerade noch zutrifft. Da sind große Blöcke aneinandergereiht worden, in einem ähnlich überdimensionierten Maßstab alle, manche aus Glas, manche aus Naturstein. In diesem Quartier wird auch gewohnt. Doch was Sie dort heute erleben, wirkt tot und leblos. Wenn Stuttgart gefährlich wäre, würde man sich dort abends fürchten müssen. Woran liegt das? Wenn wir über die Ensembles reden, dann müssen wir unbedingt die Frage des öffentlichen Raums – und zwar direkt verknüpft mit dem Einzelgebäude

– diskutieren. In Stuttgart gab es einen Masterplan, es gab Wettbewerbe. Soweit verlief alles nach Plan. Aber in der Summe ist die Frage, wie sich der unmittelbare Raum außen herum zu diesen Häusern verhält, wie er lebendig gemacht werden kann, sträflich vernachlässigt worden. Und die Diskussion über gelungene Architektur hilft gerade da nicht weiter. Deswegen halte ich auch diese Gegenüberstellung der beiden Beispiele, die uns hier als Anstoß für die Diskussion dienen, für zu kurz gegriffen. Wir sollten die Frage des Ensembles in den Innenstädten heute vor allem städtebaulich diskutieren. Wie kommen die Gebäude zusammen? Wie sind sie verbunden? Wie bewegen sich die Nutzer? Das halte ich für wichtig.

Christoph Bürkle

Herr Sulzer, Sie haben gesagt: „Ohne Ensemble gibt es Verwirrung“. Es war fast etwas resignativ, Sie haben Beispiele von solitären Architekturen gezeigt, die etwas polemisch waren. Wie ist es mit dem Gegensatz zwischen Ensemble und Einzelobjekt? Es gibt ja auch Beispiele, die anders funktionieren. Ich möchte da an Karl Friedrich Schinkel erinnern, bei dem auf geniale Weise Architektur und Städtebau zusammenkommen. Schinkel hat Solitäre geplant, die sich aber hervorragend im Stadtgebilde und im Stadtgrundriss zu einer Gesamteinheit verbunden haben. Gibt es das heute nicht mehr? Warum diese Angst vor diesen Solitären? Schaffen es die Architekten nicht mehr qualitätsvolle Objekte zu bauen, die gleichzeitig im Stadtgrundriss verankert sind?

Jürg Sulzer

Natürlich können Architekten herausragende städtebauliche Ensembles gestalten. Aber es wird in der Regel heute kaum noch gelehrt, wie sich frühere Baumeister während Jahrhunderten verhalten haben, wenn sie Neubauten in einen neuen städtebaulichen Zusammenhang einfügten. Schinkel wäre

ja gerade Kronzeuge, um dieses Ausbildungsziel von Stadtarchitekten zu verdeutlichen. Als weiteres Problem sehe ich in diesem Zusammenhang, dass wir uns immer mehr mit internationalen Investoren auseinander zu setzen haben, die absolut keinen Bezug zur örtlichen, städtebaulichen Situation haben. Ihnen geht es nur um ein maximales Investitionsvolumen, das möglichst autonom und „schreiend-skulptural“ in die Stadt hinein gesetzt wird. Dabei wäre auch gar nichts gegen ein größeres Bauvolumen einzuwenden. Beispielsweise wurde in Görlitz Ende des 19. Jahrhunderts eine preußische Schule in die mittelalterliche Stadtstruktur gesetzt. Mit ihrer Gliederung, feinkörnigen Gestaltung und Profilierung der Fassade nimmt die Architektur sorgfältig Bezug auf das, was bereits vorhanden war. Das städtebauliche Ensemble, wie es sich aus der mittelalterlichen Stadtstruktur ergibt, wird nicht zerstört, auch wenn die Schule vier bis fünf Geschosse hat, während die mittelalterliche Stadt zwei- bis dreigeschossig gegliedert ist. Im Düsseldorfer Hafen nimmt dagegen kein einziges Haus Bezug auf das Nachbargebäude. Hier geht es nur um eine Selbstinszenierung von Architektur ohne sorgfältige Gestaltung des Gesamtensembles. Derartige Inszenierungen sollten wir Schritt für Schritt zurückdrängen. Die Architekten sollten wieder lernen, sich im städtebaulichen Ensemble so zu verhalten, dass ihre neuen Gebäude in gestalterischer Hinsicht eigenständig sind, gleichwohl aber das Alte im Neuen lesbar wird. Auf diesem Weg entstehen „poetische Stadtensembles“, die über eine hohe städtebauliche Qualität verfügen und von den Bürgern verstanden und geschätzt werden.

Dankwart Guratzsch

Ich fürchte, dass man es sich zu einfach macht, wenn man die Sache nur aus architektonischer und theoretisch städtebaulicher Sicht sieht. Wir haben ja vorhin davon gesprochen, dass die Reaktion der Menschen auf die Architektur und den Städtebau zum

Teil ganz anders ausfällt, als es sich in den Köpfen der Architekten abbildet. Wer diese Hafenbebauung kennt, weiß, dass sie ein Ausflugsziel für die Düsseldorfer ist. Dort sind am Wochenende Scharen von Leuten unterwegs, die zwischen den Häusern herumspazieren. Es gibt inzwischen eine Brücke, die über das Hafenbecken führt. Nicht alles, was disparat ist, scheint auch abschreckend zu sein. Und warum sind Rekonstruktionen so beliebt, die in den Augen der Architekten völlig undiskutabel sind?

Ein anderes Beispiel dieser Art ist die Hafency in Hamburg. Auch dort werden Sie zu Ihrer Überraschung sehen, was man sonst in Gebieten mit moderner Bebauung doch sehr selten antrifft: dass dort Scharen von Leuten spazieren gehen. Es hat sich in diesem Neubaugebiet so etwas wie eine Community gebildet. Da treffen sich die Leute zu gesellschaftlichen Ereignissen, sie haben dieselben Kneipen, in denen sie beisammensitzen, und dieselben Themen, über die sie diskutieren, obwohl sie aus den verschiedensten Stadtteilen zugezogen sind. Das ist etwas absolut Überraschendes, etwas, ich möchte beinahe sagen, Sensationelles und das muss ja irgendwie verstanden werden. Warum ist das so, wenn es doch letzten Endes ein absolut disparates, ein absolut innovatives städtisches Bild ist, was sich uns da präsentiert? Und sicher keines, das aus einer Gesamtidee von Stadt hervorgegangen ist.

Klaus Theo Brenner

Es gibt sicher unterschiedliche Beispiele für Räume, wo sich sehr viele Menschen treffen. Das Gemeinsame ist, dass es öffentliche Räume sind, nur sind sie völlig unterschiedlich gebaut. Aber diese Aneinanderreihung von unterschiedlichen Möglichkeiten alleine, solche Räume zu gestalten, hilft uns ja noch nicht weiter, denn die Frage ist: Was ist für die Planer, Architekten und Stadtpolitiker die eigentliche Herausforderung, vor der sie stehen, wenn es darum geht, Ensembles oder Stadt zu bauen?

Eines ist klar geworden in der Diskussion: dass es zunächst einmal um den öffentlichen Raum geht, dass es überhaupt erst mal einen öffentlichen Raum geben muss, um dem herum sich ein Ensemble aufbaut. Wenn es den nicht gibt, ist es schon uninteressant. Das ist zum Beispiel in Stuttgart bei den ersten Bauabschnitten das Problem. Außerdem muss es als Pendant zum öffentlichen Raum eine Idee von Haus geben. Was sind denn überhaupt die Teile, die zusammengestellt ein Ensemble bilden, das dann wiederum einen öffentlichen Raum bildet? Wir brauchen nicht nur eine Vorstellung vom öffentlichen Raum, sondern auch eine Vorstellung von Häusern dazu. Und jetzt ist die Frage, worin dann der kreative oder innovative Aspekt liegt.

Ich glaube, dass die Innovation in zwei Aspekten besteht. Einer wurde schon genannt, nämlich die Intelligenz, mit der wir als Politiker und als Architekten das Ensemble inszenieren. Dieses Gesellschaftsspiel ist unter der heutigen Vorstellung von Systemtheorie und demokratischem Verständnis ein hoch anspruchsvolles Gebilde, in dem sich die Akteure zusammenfinden. [...] Das zweite Feld der Innovation besteht darin, wie man im einzelnen Objekt auf die bestehende Verabredung reagiert. Für mich ist ein innovatives Objekt nicht irgendeine ganz eigene Erscheinung, die irgendwo im Raume herumsteht, sondern genau das, was mit den Ansätzen der Konvention, aus dem, was in der Geschichte gegeben ist, aber auch in der Verabredung für einen bestimmten Raum einen kreativen Spielraum schöpft. Ein gutes Ensemblemitglied kann also den gemeinsam verabredeten Regeln entsprechen und drückt sie auch auf eine möglichst einfache Art und Weise aus. Es gibt aber auch intelligente Architekturprojekte, die im ersten Moment scheinbar gegen die Regeln verstoßen, aber auf einer höheren Betrachtungsebene auch noch in zehn Jahren die besten Projekte sind, die in einem Ensemble gebaut wurden. Das heißt also: Innovation besteht erstens in der Organisation des Spiels an sich und zweitens

in der Intelligenz, mit der der einzelne Architekt sein Objekt im Ensemble so platziert, dass er es nicht kaputt macht, sondern spannender erscheinen lässt, als es zunächst zu sein scheint.

Wolfgang Sonne

Ich frage mich, ob wir nicht einen großen Fehler begehen, wenn wir die Ensemblefrage am Beispiel der Ausnahmen diskutieren, am Beispiel der gotischen Kathedrale, der Frauenkirche, am großen öffentlichen Bau. Die machen ja nicht das Ensemble, sondern sind vielmehr der Diamant innerhalb des Ensembles. Es ist symptomatisch für unser Problem, dass das normale Stadthaus heute möglichst eine kleine Kathedrale sein will, um aufzufallen, berühmt zu werden oder Profit heraus zu schlagen. Alleine dieses Bewusstsein, dass es etwas Größeres gibt, nämlich den Gemeinschaftsbau, zu dem das normale Stadthaus in Konkurrenz stehen will, aber nur auf Schulterhöhe die Ellenbogen ausfährt, dieses Bewusstsein ist ganz entscheidend. Wie das dann zusammenspielt, ist eine zweite Frage. Aber wir dürfen uns nicht immer an der Ausnahme der großen öffentlichen Bauten orientieren.

Ingemar Vollenweider

[...] Wir haben uns am Wettbewerb für den Frankfurter Römerberg beteiligt. Da, wo wir ein Projekt hätten machen sollen, waren langweilige Putzhäuser und wir haben ein langweiliges Putzhaus gemacht. Aber natürlich ist auch dort der Stachel des Expressiven da, dann wird es halt Prager Kubismus und kein flaches Putzgebäude. Es gab dort Konventionen, die zum Beispiel über den Baukörper sicherstellen, dass eine gewisse Homogenität da ist, aber auch graduelle Unterschiede zulassen. Wir haben aber auch eine neue Altstadt der Solitäre. Ich rede von einem mentalen Wechsel oder einer Verschiebung, die auch langweilige Häuser spannend findet, ohne in die Anonymität abzukippen, die wir vielleicht im

Rationalismus der Achtzigerjahre kultiviert haben. Unserer Generation hilft im produktiven Sinne vielleicht auch der Blick auf gewisse Tendenzen in der Kunst. Fischli Weiss sagen: Es gibt so viel Design, es interessiert uns nicht, noch mehr Design zumachen. Dieses „No Design“ können sie als Künstler natürlich in radikaler Form umsetzen. Wir als Architekten können und wollen das nicht. Aber wir können die Grundhaltung übernehmen, zuerst die große Welt der Vorbilder, mindestens bis in die Fünfziger-, Sechziger- und Siebzigerjahre hinein, anzuschauen, aber eben auch das, was vor Ort ganz langweilig und banal scheint. Wir sind seit den Achtzigerjahren mit Hochglanzheftchen aufgewachsen. Eines davon war *Delirious New York* von Rem Koolhaas, diese comichaften Vorstellungen von Stadt, die eigentlich das vorweg genommen haben, was wir jetzt als Ergebnis in aller Banalität sehen, nämlich individualistischer Städtebau auf einem möglichst banalen Raster. Das war die Vorstellung von Vielfalt in der Einheit. Ich finde das uncool und langweilig und blöd. Deswegen müssen wir diese Diskussion führen. Aber ich glaube nicht so sehr an die Foren der Öffentlichkeit. Natürlich pilgern die Menschen am Sonntag in den Medienhafen, wahrscheinlich gibt es an der Ecke dort im Backsteingebäude eine coole Eisbude. Es sind ja auch die Programmierungen, die das möglich machen. Sie würden aber auch woanders am Sonntag pilgern gehen.

Es geht tatsächlich um radikalen Bewusstseinswandel, wenn man auch langweilige Häuser machen will, die nicht in die Tristesse des Anonymen kippen müssen und im Kontext der Fünfzigerjahre anders aussehen als langweilige Häuser des Barocks. Allein dass wir heute die Chance und die Notwendigkeit haben, an beiden arbeiten zu dürfen, ist spannend genug, denn wir wissen viel zu wenig vom langweiligen Barock. Wir müssen da extrem kreativ mit Wissen umgehen, damit wir überhaupt eine Chance haben, ins Spiel zu kommen.



5 Ingemar Vollenweider.

Dieter Bartetzko

Plädieren Sie also für einen Architekten, der es besser weiß, so wie Le Corbusier, der gesagt hat: Wer, wenn nicht der Architekt, sollte wissen, was das Beste für den Menschen ist?

Ingemar Vollenweider

Ich sage nur: Wir können es viel besser als das! Und die Menschen würden dann vielleicht noch viel lieber dort hingehen. Es wäre gut, wenn wir uns wieder mit der allgemeinen Sprache der Architektur auseinandersetzen und sie auf die heutigen Probleme treffen lassen würden, wenn sich dieselben Häuser in derselben Kubatur, in derselben Maßstäblichkeit, auseinandersetzen würden mit wirklichen konstruktiven Fragen, mit der typologischen Frage, wie diese Gebäude genutzt werden, wie sie sich zusammenfügen. Dieses ganz banale Fünfzigerjahre-Speichergebäude mit seinen Auskragungen hätte eine Physionomie sein können, mit der man arbeitet. Aber nein, das Gebäude links ist so auf sich selbst bezogen, dass es eine Brandwand hinstellt und eine lächerliche zweiachsige Erkerbildung, die an der Stelle total fremd ist und die Auskrugung des Gebäudes nebenan total neutralisiert oder zur Lächerlichkeit degradiert. Es geht um solche Feinheiten, wenn wir darüber sprechen, dass der einzelne Architekt hier sogar ohne größere Gestaltungsvorgaben anständige Häuser machen würde. [...]

Dieter Bartetzko

Das beantwortet doch nicht die Frage, warum so eine große Kluft besteht zwischen dem, was viele hier als Qualität von Ensembles und Städtebau ansehen, und dem, was diejenigen, für die sie bauen, als Qualität ansehen.

Wolfgang Sonne

Die Frage, weshalb die Leute gerne hingehen, ist ganz einfach zu beantworten: Man kann am Wasser sein, da ist Luft. Und den meisten ist ganz egal, was da sonst noch ist. Die vielen Leute, die dahin gehen, sind weder ein Argument für noch gegen diese Architektur, weil sie aus anderen Gründen da sind. Die architektonische, städtebauliche Debatte ist damit aber auch nicht ausgehebelt.

Boris Schade-Bünsow

Ich glaube nicht, dass die Menschen nur wegen des Wassers und der Eisdielen dahingehen. Ganz in der Nähe stehen noch die drei Gebäude von Gehry. Sicher gehen viele Leute auch dorthin, um mal einen Gehry zu sehen, ganz egal ob er jetzt von uns als gut oder schlecht beurteilt wird. Ich frage mich: Warum gehen die Menschen dahin und warum finden wir es so doof? Darauf braucht es doch jetzt mal eine Antwort!

Georg Franck

Ich denke, es geht um eine grundsätzliche Entscheidung, die wir als Städtebauer treffen müssen. Baukultur hat auch mit Kultiviertheit zu tun. Und Kultiviertheit hat mit den feinen Unterschieden zu tun. Feine Unterschiede gibt es im unteren Bild nicht. Es ist auch unmöglich, Begriffe wie Eleganz dort anzuwenden. Das obere Haus ist homogener, fader, aber bietet eben deswegen die Möglichkeit für sehr feine Unterschiede. Es wird möglich, von Vornehmheit oder Eleganz zu reden. Eleganz ist eine Kategorie, die sehr viel leichter zu greifen und sehr viel klarer zu beschreiben ist als Schönheit. Ich empfinde es als regel-

rechten Mangel an Kultur, dass solche Kategorien im architektonischen Diskurs einfach nicht vorkommen.

Klaus Theo Brenner

Wir können nicht in diese populistische Diskussion verfallen und sagen: Wenn die Leute hingehen, ist es schon okay. In dem Moment können wir die Diskussion abbrechen. Man darf doch wenigstens die Frage stellen, was die architektonischen und städtebaulichen Kennzeichen einer guten oder einer kultivierten Architektur sind. Was ist überhaupt ein städtisches Haus, das in einem Ensemble steht? Wenn ich in einem musikalischen Ensemble stehe, dann kann ich nicht einfach spielen, was mir gerade so einfällt, und das ganze Ensemble stören, bis die Leute aus dem Saal laufen. Aber wir als Architekten können scheinbar alles machen, Hauptsache, es sieht irgendwie bunt aus. In diesem Kreis hier ist es doch legitim zu fragen, was die Voraussetzungen einer guten Stadtarchitektur sind und was eigentlich ein städtisches Haus ausmacht? Man kann historische, aber auch ganz neue Beispiele finden. Man kann sehen, dass es in Karlsruhe auf eine sehr unspektakuläre Art offensichtlich gelungen ist, eine städtische Architektur zu inszenieren, elegant, kultiviert und so weiter. Da kann man doch mal ansetzen. Man kann doch nicht sagen, wenn man diese Schuhkartons einfach möglichst eng und möglichst bunt nebeneinander stellt, wird schon irgendwie Architektur daraus.

Dankwart Guratzsch

Diese Abgehobenheit können wir uns heute nicht mehr leisten. [...] Es ist doch nicht das Privileg unserer Zeit, dass wir eine Architektur machen, die die Leute nicht verstehen. An irgendeiner Stelle müssen die Architekten einmal von ihrem hohen Ross herunterkommen und sagen: Da machen wir doch etwas falsch, wenn die Leute dort nicht mehr hingehen und das nicht mehr sehen wollen. Sich dem nicht zu stellen, halte ich für anachronistisch. Vielleicht ist aber zur Erklärung des

Massenauftriebs in diesem Hafengebiet auch noch ein Hinweis nötig, denn man sieht ja nicht alles auf diesem Bild. Es handelt sich um ein Areal mit Bestandteilen der alten Hafenbebauung, die man bewusst nicht restlos beseitigt hat. Einige Absonderlichkeiten, die wir dort sehen, sind den Altbauten geschuldet, die dazwischen stehen oder zum Teil aus den Häusern herausragen – Schuppen, Speicher, Kräne, alte Gleise. Dieser Gegensatz zwischen Alt und Neu, das Wechselspiel zwischen Innovation und Altertümlichkeit oder verloren gegangener Gebrauchsfähigkeit oder ruppiger Industriegeschichte übt auf die Menschen von heute einen speziellen Reiz aus. Es ist eben nicht nur ein Sammelsurium, sondern auch ein Spannungsbogen, der sich hier auftut und der ähnlich wie in der Hafencity in Hamburg, wo er von der alten Speicherstadt bis zum Neubaugebiet und den Schiffen im Museumshafen reicht, die Leute fasziniert. Diesen Effekt auf das Wasser zu schieben, ist meines Erachtens zu platt, es sind Beispiele neuer erfolgreicher Stadtentwicklungsstrategien. Das Ensemble war hier die alte Industriebebauung, die alte Hafenbebauung.

Martin Halfmann

Ich glaube, man tut dem Bild vom Düsseldorfer Hafen ein wenig Unrecht. Das ist nämlich genau von der Bootsrundfahrtperspektive aus aufgenommen, für die diese bunte Architektur gemacht ist. Diese Insel erhebt gar nicht den Anspruch, städtebaulich sortieren zu wollen, sie besteht aus Einzelgebäuden auf einer Landzunge. Aber wir sollten die Diskussion wieder zurückführen. Wenn wir über Ensemble, Kirchen und ähnliche Gebäude reden, dann sollten wir uns Hierarchiefragen stellen. Hierarchiefragen lassen sich nicht nur städtebaulich und architektonisch, sondern auch gesellschaftlich ableiten. Während wir früher in Kirchen und Rathäuser gegangen sind, gehen wir heute in Einkaufszentren. Wir müssen mit dieser Tatsache umgehen und können sie nicht einfach ignorieren. Dort gehen die Menschen unter anderem aus dem glei-



6 Klaus Theo Brenner.

chen Grund hin, aus dem sie in Zoo gehen: um viele verschiedene Tiere zu sehen. Und das darf auch seine Berechtigung haben, wenn es nicht gerade in einem Stadtzentrum liegt.

Ina-Marie Orawiec

Warum die Leute in den Medienhafen gehen? Weil sie da arbeiten. Wir reden über Konsum von öffentlichem Raum oder Stadtraum in einer Weise, wie das vielleicht ein Baedeker anleiten würde. Was da im Hafen entstanden ist, ist ein Arbeitsplatz für viele hundert Menschen, die im Kreativbereich tätig sind und den Ort, an dem sie die meiste Zeit des Tages verbringen, sehr schätzen und gut finden. Und das ist eigentlich auch das, was die Belebtheit dieses Ortes entscheidend ausmacht – nicht der Wochenendtourismus, der eine Eisdiele an der Ecke aufsuchen möchte. Das ist ein ganz wesentlicher Aspekt, der vielleicht von Ihnen gedacht, aber bis jetzt nicht ausgesprochen wurde. Das ist das Leben in der Stadt in Form von Arbeit, Wohnen und nicht so sehr Freizeitgestaltung. [...]

Abbildungsnachweis

- 1, 2 Archiv, Deutsches Institut für Stadtbaukunst, TU Dortmund.
3–6 Archiv, Deutsches Institut für Stadtbaukunst, TU Dortmund (Fotograf: Detlef Pödehl).

PRESSESPIEGEL

WirtschaftsWoche, 01.04.2012,

„So versteht sich das Deutsche Institut für Stadtbaukunst in Dortmund als Speerspitze einer Bewegung für ‚dauerhaftes und schönes Bauen‘. Dieser Tage hat es [...] zur dritten „Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt“ nach Düsseldorf in die Rheinterrassen geladen, um [...] die Sprachlosigkeit zwischen Architekten und Architekten, zwischen Stadtplanern und Bürgern zu überwinden“

Süddeutsche Zeitung, 27.03.2012

„Architekten, Stadtplaner, Denkmalpfleger und Kulturwissenschaftler leiden am Zustand der deutschen Architektur und noch viel mehr: Sie sehen den heutigen Städtebau in der Krise. [...] Die passende Veranstaltung zum architektonischen Ingrimms fand jüngst in der Düsseldorfer Rheingoldhalle statt.“

Hochparterre, Nr. 6-7, 2012

„Im Düsseldorfer Rheingoldsaal tobt der Dächerkrieg. [...] Doch lobenswert ist eine solche Veranstaltung allemal. Wo sonst zeigen Architekten nicht Bilderstürme ihrer Projekte, sondern streiten über Haltungen? [...] Immerhin: Es flogen keine scharfkantigen Bauklötze durch den Tagungsraum.“



ISBN 978-3-7212-0871-9



tu technische universität
dortmund